

Unterwegs im senegalesischen Erdnussbecken

In Verbindung mit traditionellem Wissen eröffnen innovative Landnutzungsmethoden einer Region zusätzliche Chancen

Es ist Sonntag – der christliche Ruhetag in einem islamischen Land. Das ganze Dorf scheint zu dösen. Wenige Leute sind auf den Wegen zu sehen. Nur Kinderstimmen, blökende Ziegen und Vogelgezwitscher durchbrechen die dörfliche Stille. Der Taxifahrer lenkt den Wagen zur Dorfmitte und parkt ihn unter üppig grünen Neembäumen.



„Weidewirtschaft“

Vorbei an abgeernteten Erdnuss-, Sorghum- und Hirsefeldern führt der Weg nach Keur Yaba. Der Ort liegt rund 30 Kilometer östlich von Thiès, mit rund 250.000 Einwohnern die fünftgrößte Stadt im Senegal. Führe man 1.000 Kilometer gen Osten weiter, man stiege in der malischen Sahara aus. Doch ist unser Ziel das 500-Seelen-Dorf, das sich im Dreieck zwischen den Städten Thiès, Diourbel und Kaolack befindet: dem so genannten Erdnussbecken, das Kerngebiet des senegalesischen Erdnussanbaus. Das letzte Stück nach Keur Yaba geht über unasphaltierte Sandpisten. In jeder Kurve wirbelt mächtig Staub auf. Ziegen- und Rinderherden ziehen querfeldein über die Stoppelfelder, suchen genügsam nach dem wenigen Fressbarem, kreuzen hin und wieder die sandigen Wege. Einzelne, in dieser Jahreszeit blattlose Affenbrotbäume (Baobabs) stehen mit ihren dicken Stämmen

In Senegal werden insgesamt zwei Millionen Hektar mit Erdnüssen bestellt, das sind rund 40 Prozent des Ackerlandes; das Produktionsvolumen wurde 2005 auf rund 850.000 Tonnen geschätzt. Rund 60 Prozent aller Agrexportenerlöse basieren auf Erdnussprodukten (Öl, Pressrückstände, Nüsse).

majestätisch in einer steppenartigen Busch- und Baumlandschaft, die nur zwei Monate nach der Regenzeit schon sehr trocken wirkt. Kurz vor unserem Ziel überholt das Taxi zwei junge Frauen, die auf ihren Köpfen kunstvoll geschichtete Haufen aus Ästen und Zweigen tragen. Ein Eselwagen, voll beladen mit bunten Wasserkanistern kommt uns entgegen.

Hinter verputzten Mauern befindet sich der Betrieb von Bauer Abdou Diop. Er und seine Familie sitzen im schattigen Hof, das Thermometer zeigt 25 Grad Celcius, Heuduft liegt in der Luft. Es wird Tee getrunken, geplaudert. Diop besitzt den einzigen Traktor im Dorf. Das indische Modell mit 175 PS Leistung steht draußen, gleich daneben sind auch ein Grubber und eine zweireihige Sämaschine abgestellt. Mit diesen Geräten übernimmt der Mittvierziger Diop fast alle größeren ackerbaulichen Arbeiten auf den meist sandigen Böden der Dorfbauern.

„Wir bauen hier Erdnüsse, Hirse und Mais an“, erklärt Diop und nippt am heißen Tee im Glas. „Dabei ist die Erdnuss für uns mit Abstand die wichtigste Frucht.“ Und wenn die ab Juli beginnende Regenzeit genug Niederschlag bringe, so Diop weiter, „dann ernten wir an guten Stellen sogar bis zu drei Tonnen Erdnüsse pro Hektar.“ Zum Ende der letzten Erntesaison, die im November nach der Regenzeit endete, lag der Preis pro Tonne bei 250 Euro. Da die Anbauflächen der Bauern durchschnittlich nicht größer als zwei Hektar sind und Hirse und Mais in vielen Fällen nur für den Eigenverzehr oder als Tierfutter dienen, müssen die vielköpfigen Familien mit jährlichen Erlösen von unter 2.000 Euro klarkommen. Sie überleben letztlich nur, weil sie Selbstversorger sind.

Um nun neue Einnahmequellen zu erschließen, legte ein Großteil der Bewohner, rund 60 Familien, vor einigen Jahren einen kommunalen Gemüsegarten außerhalb des Dorfes an. Eine latexhaltige Heckenpflanze (*Euphorbia balsamifera*), vor denen alle Tiere wegen ihres klebriggiftigen Saftes zurückschrecken, schützt das insgesamt drei Hektar große Areal vor hungrigen Besuchern. Noch wichtiger ist die stete Wasserversorgung im Garten: über ein weit verzweigtes Pumpsystem fließt das Wasser zu den einzelnen, eigenverantwortlich bewirtschafteten Parzellen der Familien. Das Wasser gelangt zuerst in 2.000 Liter fassende Tanks. Zwischen jedem Tank und einer ausgeklügelten Tröpfchenberegnung ist eine Wasseruhr geschaltet. „So achtet

jede Familie darauf, unser gemeinsam gefördertes Brunnenwasser so optimal wie möglich zu nutzen“, betont der Forstwirt Mamadou Papa Hdiaye von der Nichtregierungsorganisation Green Senegal. „Pro Kubikmeter Wasser müssen die Verbraucher umgerechnet rund fünf Euro bezahlen.“ Hauptsächlich werden Zwiebeln, Gurken, Tomaten, Okra, Auberginen und eine besondere Hibiskusart (Bissap) kultiviert, deren Blüten für ein Getränk verwendet werden. Über den Eigenverbrauch hinaus wird die Gemüseernte auf regionalen und überregionalen Märkten verkauft und sorgt somit für zusätzliches Einkommen.

Die NGO Green Senegal beschäftigt 15 Agrar- und Forstwirte. Im engen Austausch mit den Bauern versucht das Team im senegalesischen Erdnussbecken neue und zugleich nachhaltige Bewirtschaftungsmethoden mit altem Wissen zu vereinen und in den Dörfern zu etablieren. Die Agrarfachleute sind neben den kommunalen Gemüseärten auch im Erosionsschutz, in der artenreichen Aufforstung und im Aufbau von lokalen Saatgutbanken aktiv. Gerade Letzteres spielt eine große Rolle, weil viele Bauern besonders in wirtschaftlich angespannten Zeiten

die ländliche Elektrifizierung zu einem der wichtigsten Ziele der ländlichen Räume erklärt. Viele Senegalesen setzen große Hoffnungen in den Aufbau von Inselstromnetzen, die von Solar- oder auch kleinen Windenergieanlagen gespeist werden. Der grüne Strom soll dann Mobilfunkstationen aufladen und Fernseher, Kühltruhen, aber auch Wasserpumpen und kleine Ölpresen antreiben.

Unterdessen behauptet Diop in Keur Yaba beim Spaziergang zum kommunalen Garten, dass Wasser nicht einmal das zentrale Problem der Region sei. Aus seiner Sicht stellt die zu große Abhängigkeit vom global gehandelten Rohstoff Erdnuss die eigentliche strukturelle Fessel dar. Erschwerend komme hinzu, dass die freilaufenden Rinder- und Ziegenherden auf Flächen, bei denen die Eigentums- und Nutzungsrechte nach wie vor von staatlicher Seite nicht geregelt sind, große Fraßschäden verursachen. Gleichzeitig bedroht eine stetig wachsende Bevölkerung mit einem steigenden Bedarf an Kochenergie den Baumbestand. Umso wichtiger sind die Impulse von Organisationen wie Green Senegal. Die im Übrigen – trotz privater und öffent-



Gemüseanbau zur Eigenproduktion

Fotos: Jensen

nicht mehr ausreichend Saatgut zurückhalten. Während es früher selbstverständlich war, dass die senegalesischen Bauern einen Teil der Ernte für die Aussaat im kommenden Jahr abzweigten, ist diese uralte Tradition im Zuge der Einführung von Hybridsaaten vielerorts verlorengegangen. Dieses Verhalten erwies sich für viele Bauernfamilien in den letzten Jahren als verhängnisvoll. Weil sie finanziell nicht in der Lage waren, rechtzeitig Saat zu kaufen, gerieten sie in eine Spirale der Verarmung.

Derzeit hat die senegalesische Regierung

licher Fördermittel – größtenteils erfolgsabhängig arbeiten. „Erst wenn die an unseren Projekten beteiligten Bauern tatsächlich einen Mehrwert erwirtschaften, honorieren sie unsere Arbeit“, erklärt Programmchef Ibrahim Fall das Grundprinzip.

Dies ist bei den kommunalen Gärten in Keur Yaba wohl nicht der Fall. Vom Gemüseanbau profitiert inzwischen das ganze Dorf. „Das ist eine Sache, die uns Mut macht“, sagt Diop optimistisch.

Dierk Jensen
freier Journalist